

### Die Entwicklung von Kategorien mit der Methode der Grounded Theory

Muckel, Petra

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Muckel, P. (2007). Die Entwicklung von Kategorien mit der Methode der Grounded Theory. *Historical Social Research, Supplement*, 19, 211-231. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-288620>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

## Die Entwicklung von Kategorien mit der Methode der Grounded Theory

Petra Muckel\*

**Abstract:** Analyzing empirical data in order to develop a new theory is often based on the search for so called categories. – In seeking to discover such categories, it is as if the researcher is asking, what is the main story in this data?. However proper attention needs to be paid to what a category is, because different methods and techniques for discovering categories, based on different understandings of the term “category”, have been developed within different research traditions. For example Qualitative Content Analysis (MAYRING) and the methodology of Grounded Theory (GLASER; STRAUSS and CORBIN) work with different, partly implicit, notions of what constitutes a category. In this article, defining the term of a [scientific] “category” with regard to WITTGENSTEIN, searching for scientific categories in empirical gathered data and determining powerful categories *within Grounded Theory Methodology* are reflected upon and demonstrated.

Wie würden wir denn jemandem erklären, was ein Spiel ist? Ich glaube, wir werden ihm Spiele beschreiben, und wir können der Beschreibung hinzufügen: ‚das, und Ähnliches, nennt man ‚Spiele‘.‘ Und wissen wir selbst denn mehr? Können wir etwa nur dem Andern nicht genau sagen, was ein Spiel ist? – Aber das ist nicht Unwissenheit. Wir kennen die Grenzen nicht, weil keine gezogen sind. Wie gesagt, wir können – für einen besonderen Zweck – eine Grenze ziehen

(WITTGENSTEIN 1984, Absatz 69).

Vorbemerkung in eigener Sache: Da die Grounded Theory Methodologie (GTM) längst nicht mehr als ein einheitlicher methodologischer Ansatz zu betrachten ist (vgl. dazu z.B. KELLE 1994, S.333-341; KELLE 1995, BREUER 1996, S.16f), möchte ich auch meine Überlegungen und Erläuterungen von

---

\* Address all communications to: Petra Muckel, Institut für psychologische Diagnostik, Hundsmühler Str. 160, 26131 Oldenburg, Germany; e-mail: dr.muckel@ewetel.net.

vorneherein beschränken, ohne auf die inzwischen entstandenen unterschiedlichen Richtungen der GTM näher einzugehen (siehe dazu in diesem Supplement MEY & MRUCK; KELLE; STRÜBING). In meinen Überlegungen und in meinen eigenen Forschungsanstrengungen stütze ich mich auf STRAUSS (1991, Orig. 1987), STRAUSS und CORBIN (1994 und 1996, Orig. 1990).

## 1. Was ist eine Kategorie?

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die *Hypothese*, dass man beim *Versuch*, das *Kategorienverständnis der Grounded Theory* zu klären, in ähnliche Schwierigkeiten gerät wie WITTGENSTEIN, als dieser über den Begriff des Spiels nachdachte und schließlich überzeugend veranschaulichte, dass der Begriff des Spiels als ein „Begriff mit verschwommenen Rändern“ (WITTGENSTEIN 1984, Absatz 71) zu verstehen ist.

Nach GAMM (1994) ist Skepsis einem Denken gegenüber angebracht, das „die Welt im Rahmen eindeutig unterschiedener Kategorien“ (S.11) zu begreifen versucht. Kategorien zu benutzen stützt sich auf die Möglichkeit, „die Welt in wohldefinierte Grenzen einschließen zu können, obschon der einfache Versuch, eine Grenze *als* Grenze, einen Unterschied *als* Unterschied zu definieren, es notwendig macht, auf *irgend etwas* zurückzugreifen, das sich der Macht der Definition entzieht“ (GAMM 1994, S.12). Um etwas zu definieren, muss ich also auf etwas außerhalb der Definition zurückgreifen.

Kategorien umfassen etwas und schließen etwas Anderes aus, und genau dieses Ausgeschlossene ist schwer zu überblicken und noch schwerer zu bestimmen. Damit wird gleichzeitig deutlich, dass die Definition und der Gebrauch von Kategorien unterstellt, dass unsere Wirklichkeit bestimmbar, also kategorisierbar ist. Ob aber „alle Realität der Hyperkategorie der Bestimmtheit“ (GAMM 1994, S.12) unterliegt, ist eine offene Frage.

Einen alternativen Umgang mit Kategorien versuchte LABOV (vgl. z.B. ANDERSON 1981, S.133-136) im Rahmen seiner „natürlichen Konzepttheorie“, indem er

Kategorien um *Prototypen* gruppiert. Sie beziehen sich auf ein *repräsentatives* Beispiel einer Klasse. Nicht eine gemeinsame Eigenschaft oder ein Bündel von Merkmalen ist ausschlaggebend für die Zusammenfassung verschiedener Elemente zu einer Klasse, sondern ein Kandidat, der eine bestimmte Klasse am besten vertritt: ‚Rotkehlchen‘ ist prototypischer für Vogel als ‚Huhn‘, der ‚Mord‘ typischer für Verbrechen als ‚Landstreicherei‘ (GAMM 1994, S.311ff.).

WITTGENSTEIN geht angesichts der Definitionsschwierigkeiten des Spielbegriffs ebenfalls davon aus, dass es schwierig, wenn nicht gar unmöglich sein kann, ein festes Repertoire von typischen Merkmalen („features“) festzulegen, das über die Zugehörigkeit zu einem Begriff entscheidet. Einen Begriff verste-

he ich hier als *Beispiel für eine Kategorie*, nämlich eine sprachliche Kategorie. WITTGENSTEIN schlägt stattdessen vor, solche Aspekte zu einem Begriff (einer Kategorie) zusammenzufassen, die „Familienähnlichkeit“ aufweisen: Wie die Mitglieder einer Familie Ähnlichkeiten und Unterschiede aufweisen, können unterschiedliche Spiele unter den Begriff des Spiels subsumiert werden.

Wie ist denn der Begriff des Spiels abgeschlossen? Was ist noch ein Spiel und was ist keines mehr? Kannst du die Grenze angeben? Nein. Du kannst welche *ziehen*, denn es sind noch keine gezogen. (Aber das hat dich noch nie gestört, wenn du das Wort ‚Spiel‘ angewendet hast.) ‚Aber dann ist ja die Anwendung des Wortes nicht geregelt; das ‚Spiel‘, welches wir mit ihm spielen, ist nicht geregelt.‘ – Es ist nicht überall von Regeln begrenzt; aber es gibt ja auch keine Regel dafür z.B., wie hoch man im Tennis den Ball werfen darf, oder wie stark, aber Tennis ist doch ein Spiel und es hat auch Regeln (WITTGENSTEIN 1984, Absatz 68).

WITTGENSTEINs Überlegungen führen ihn zu der Einschätzung, dass der Begriff des Spiels (sinnvoll) angewendet werden kann, obgleich er keine definierbaren Grenzen aufweist und somit keine Regeln für seine Anwendung abzuleiten sind. Im Spiel selbst, so sein Argument, das auf einer Analogie von Sprach- und gewöhnlichen Spielen basiert, gebe es ebenfalls Freiheiten, nicht alles sei dort durch Regeln begrenzt. Solche Freiheit impliziert auch der Begriff der Ähnlichkeit. Die Ähnlichkeit, die Familienmitglieder besitzen, ist unschärfer und auf den ersten Blick angreifbarer hinsichtlich ihrer Möglichkeit zur Kategorisierung als das Kriterium der Identität von Merkmalen. QUINE (2003) nämlich konnte zeigen, dass der Begriff der Ähnlichkeit sich bislang einer Formalisierung durch Logik und Mengenlehre widersetzt hat, obwohl das „Gefühl für Ähnlichkeiten“ von fundamentaler Bedeutung sei (vgl. QUINE 2003, S.161; GAMM 1994, S.313f).

Gleichzeitig sind Familienähnlichkeiten für diejenigen, die hinschauen, *kaum zu leugnen*, so dass eine Entscheidung darüber, ob Familienähnlichkeit vorliegt oder nicht, i.d.R. *nachvollzogen* werden kann, ohne dass *zuvor* ein Entscheidungskriterium hätte benannt werden können. Sie scheint also ausreichend präzise feststellbar zu sein. Damit besitzt dieser Terminus Anschaulichkeit und Plausibilität, die, obgleich nicht definiert (definierbar?), Gültigkeit beanspruchen darf.

Ich erkenne in den bisherigen Überlegungen zu Kategorien je unterschiedliche Fokussierungen im Verständnis einer Kategorie: Im klassischen Verständnis einer Kategorie – wie von GAMM erläutert – liegt der Fokus auf der *Grenze*, die eine Kategorie impliziert. Hier scheint es möglich, *Kriterien*, die den Ein- oder Ausschluss definieren, *exakt zu bestimmen*. Ein typischer Vertreter für diese Art kategorieller Zuordnungen ist m.E. die *Mengenlehre*. Im zweiten Ansatz liegt der Fokus auf der *Zusammengehörigkeit der Mitglieder* einer Kategorie untereinander, hier scheint es *nicht möglich, Kriterien* für den Ein- oder Ausschluss *exakt zu benennen*. Als typischen Vertreter betrachte ich hier

WITTGENSTEINs Ansatz der Familienähnlichkeit. Beide Fokussierungen ermöglichen m.E. *Entscheidungen über Zuordnungen*: Im ersten Fall wird die *Prüfung* unter das *Kriterium der Identität mit definierten Kriterien* gestellt. Im zweiten Fall wird die *Prüfung* unter das *Kriterium der Ähnlichkeit untereinander* gestellt, *so wie wir sie von Familienmitgliedern kennen* (oder wie bei LABOV: *der Ähnlichkeit mit dem Prototypen*).

## 2. Vergleichende Gegenüberstellung des Kategorienverständnisses der Qualitativen Inhaltsanalyse (MAYRING) und der Grounded Theory Methodologie (STRAUSS/CORBIN)

Nach meiner Einschätzung steht das Kategorienverständnis der Grounded Theory Methodologie den Familienähnlichkeiten WITTGENSTEINs näher als dem Kategorienverständnis der Mengenlehre. Diese Differenzierung könnte darüber hinaus helfen, das Kategorienverständnis der Qualitativen Inhaltsanalyse von dem der GTM zu unterscheiden:

In der auf den Grundsätzen der quantitativen Inhaltsanalyse basierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (2000) nehmen Kategorien ebenfalls einen wichtigen Platz ein. Dabei stehen zwei methodische Anstrengungen im Zentrum, nämlich (1) die *induktive Kategorienentwicklung* und (2) die *deduktive Kategorienanwendung*.

(ad 1) In der *induktiven Kategorienentwicklung* soll – abgeleitet aus der Fragestellung der Studie und theoretisch begründet – ein Definitionskriterium *festgelegt* werden, „das bestimmt, welche Aspekte im [Daten-] Material berücksichtigt werden sollen ... Die entwickelten Kategorien werden in einer Rückkopplungsschleife überarbeitet, einer Reliabilitätsprüfung unterzogen und können später auch zu Überkategorien zusammengefasst werden“ (MAYRING 2000, Absatz 12).

(ad 2) In der *deduktiven Kategorienanwendung* geht es darum, „schon vorher festgelegte, theoretisch begründete Auswertungsaspekte an das Material heranzutragen“ (MAYRING 2000, Absatz 13) und „deduktiv gewonnene Kategorien zu Textstellen *methodisch abgesichert zuzuordnen*“ (ebd., Hervorh. P.M.). – „Kernstück ist hier die genaue Definition der vorgegebenen Kategorien und die *Festlegung* von inhaltsanalytischen Regeln, wann ihnen eine Textstelle *zugeordnet* werden kann“ (MAYRING 2000, Absatz 15; Hervorh. P.M.), dabei werde mit einem sog. Kodierleitfaden gearbeitet.

MAYRING selbst schreibt weiter, dass der Ansatz u.a. dort Einschränkungen/Grenzen unterliege, wo „der Bezug auf  *feste* Kategorien als Beschränkung erschiene“ (MAYRING 2000, Absatz 27, Hervorh. P.M.). Abgesehen von der Charakterisierung der inhaltsanalytischen Kategorien als „fest“ beschreibt

MAYRING weniger, was genau er unter einer Kategorie versteht, welchen Stellenwert er ihr beimisst und welche Funktion sie in seinem Ansatz übernimmt. Die qualitative Inhaltsanalyse betrachtet es nach meiner Einschätzung als eine vorrangige Aufgabe, den *Zuordnungsprozess* zwischen deduktiv festgelegten oder induktiv entwickelten Kategorien und dem Textmaterial methodisch abzusichern. Darum liegt der Fokus dieser Methode weniger auf dem, was genau eine Kategorie ausmacht, auszeichnet oder wozu sie gut sein könnte, sondern in erster Linie darauf, den Zuordnungsprozess anzuleiten und abzusichern.

In der Grounded Theory Methodologie wird eine Kategorie nicht im gleichen Sinne verstanden und benutzt wie in der Qualitativen Inhaltsanalyse. Für den Umgang mit Kategorien herrschen hier – um noch einmal die Ausgangsanalogie von Spiel und Kategorie zu bemühen – m.E. andere Regeln: Der Fokus der Methode liegt auf der Entwicklung der Kategorie, die eher unscharf und polyphon entfaltet als in Form von Zuordnungskriterien abgegrenzt und festgeschrieben wird.

Mit anderen Worten: Die Kategorien der Qualitativen Inhaltsanalyse werden im Verlauf der Datenanalyse festgelegt und sind von da an „fest.“ Die Kategorien der Grounded Theory Methodologie bleiben bis zum Abschluss der Theorienentwicklung (und darüber hinaus) *im Prozess und offen* für Veränderungen, sie werden dem Prinzip des permanenten Vergleichs untergeordnet. In der Qualitativen Inhaltsanalyse werden *Kriterien festgelegt*, die den Zuordnungsprozess der Daten zu einer Kategorie definieren (Analogie des Zuordnungsprozesses zur Mengenlehre); in der GTM werden *Ähnlichkeiten und Relationen der Daten untereinander* zur sukzessiven Elaboration der Kategorien und ihrer Beziehungen miteinander herangezogen (Analogie des Zuordnungsprozesses zu WITTGENSTEINs Ansatz der Familienähnlichkeit). In der GTM werden – wie weiter unten gezeigt wird – durch eine Abfolge von aufeinander abgestimmten Kodierprozeduren *polyphone Kategorien* angestrebt, die Widersprüche zulassen sowie dem *Anspruch der Dichte* gehorchen. In der Qualitativen Inhaltsanalyse werden m.E. tendenziell eher *eindimensionale Kategorien* angestrebt, die genau definiert werden können und widerspruchsfrei nebeneinander stehen.

Darüber hinaus führen die Unterschiede in den Kategorienentwicklungsprozessen und dem Kategorienverständnis zu *unterschiedlichen Gütekriterien*. Diese unterschiedlichen Gütekriterien erwachsen aus *grundsätzlich anderen Auffassungen des Forschungsprozesses und der Forschungsziele* und stehen möglicherweise letztlich für unterschiedliche Wissenschaftsauffassungen. Denn die Grounded Theory Methodologie leitet ihren Anspruch, eine wissenschaftliche Theorie zu entwickeln, nicht – wie die Qualitative Inhaltsanalyse – aus der Repräsentativität ihrer Stichprobe ab, sondern verwendet dazu das methodologische Konzept des *Theoretical Sampling* (übersetzbar etwa mit „theoriegeleiteter Erhebungsauswahl“).

Die Grundidee des Theoretical Sampling ist die *Repräsentativität der Konzepte in Variation* im Unterschied zur Repräsentativität der Population. Dabei sollen – im Unterschied zur Repräsentierung von Stichproben, um gewonnene Erkenntnisse auf größere Populationen zu generalisieren – die *Bedingungen eines Phänomens* im Sinne der Elaboration des Kodier-Paradigmas spezifiziert werden. Zu diesem Ziel werden sukzessive im Laufe des Theorienentwicklungsprozesses in Abhängigkeit von den Bedürfnissen der zu entwickelnden Theorie („theoriegeleitet“) Personen zum Interviewen, Orte und Situationen zum Beobachten, schriftliche Dokumente zur Analyse gesucht und ausgewählt, welche die *größte Chance* bieten, die *relevantesten Daten* über das untersuchte Phänomen und für die sich entwickelnde Theorie zu gewinnen. Die untersuchten Fälle sollen darum maximal heterogen sein; kontrastierende Fälle, also solche Fälle, die interessante divergierende Merkmale aufweisen, werden zu diesem Zweck verstärkt aufgesucht (vgl. BREUER et al. 1996, S.94; STRAT-KÖTTER 1996).

Die Grundhaltung des Theoretical Samplings zeichnet sich durch Offenheit und Flexibilität einerseits aus, andererseits ist die Zusammensetzung der Stichprobe *ein gelenktes und gut überlegtes* Vorgehen. Das Abbruchkriterium der fortwährenden Stichprobenzusammenstellung ist die sog. *theoretische Sättigung*: Das Sampling wird so lange durchgeführt, bis *keine neuen, bedeutsamen Daten* im Hinblick auf die zu entwickelnde Theorie auftauchen, die Kategorien *dicht* und die *Beziehungen der Kategorien untereinander geklärt* sind.

Betrachtet man nun genauer, was die GTM unter einer Kategorie versteht, wird deutlich, dass die Definition des Kategorienbegriffs einerseits die *Definition des Konzeptbegriffs* voraus setzt. STRAUSS und CORBIN (1996) definieren eine Kategorie als eine „Klassifikation von Konzepten. Diese Klassifikation wird erstellt, wenn Konzepte miteinander verglichen werden und sich offenbar auf ein ähnliches Phänomen beziehen. So werden die Konzepte unter einem Konzept höherer Ordnung zusammengruppiert – ein abstrakteres Konzept, genannt Kategorie“ (S.43).

Konzepte werden ihrerseits definiert als „Bezeichnungen oder Etiketten, die einzelnen Ereignissen, Vorkommnissen oder anderen Beispielen für Phänomene zugeordnet werden“ (STRAUSS & CORBIN 1996, S.43). Andererseits stellt sich die Frage, was genau im vorliegenden Kontext unter *Klassifikation* zu verstehen ist. Dies lässt sich verdeutlichen durch eine weitere Beschreibung dessen, was unter Kategorisieren zu verstehen ist: „Der Prozess des Gruppierens der Konzepte, die zu demselben Phänomen zu gehören scheinen, wird *Kategorisieren* genannt“ (STRAUSS & CORBIN 1996, S.47).

Die Begriffe „Konzept“, „Kode“ und „Kategorie“ und die dazugehörigen Prozesse „Konzeptualisieren“, „Kodieren“ und „Kategorisieren“ werden – wie sich in den Definitionen bereits andeutet – von den Begründern der Grounded Theory Methodologie und ihren Übersetzern nicht durchgängig stringent unterschieden, dazu zwei weitere Beispiele: (1) STRAUSS (1991) schreibt, dass es

zwei Arten von Kategorien gibt und nennt diese Codes und Konstrukte: „Es gibt zwei Typen von Kategorien – die soziologischen Konstrukte [sociological constructs] und die natürlichen Codes [in vivo codes]“ (S.64). (2) STRAUSS und CORBIN (1996) erläutern den Prozess des Kodierens u.a. als die Benennung von Kategorien und Konzepten im Rahmen der Konzeptualisierung der Daten. Ich vermute, dass eine stringente Unterscheidung im Hinblick auf die Entwicklung einer Grounded Theory nicht notwendig ist, da Übergänge zwischen Konzepten, Codes und Kategorien im Prozess der Datenanalyse fließend sind. Denn zentral für den gesamten Datenanalyse- und Theorieentwicklungsprozess ist nach meiner Einschätzung das *Konzeptualisieren der Daten*. Darunter versteht man das Benennen von Phänomenen mit Hilfe von Begriffen, die abstrakter und prägnanter sind als oberflächlichen, allgemein gehaltenen Beschreibungen. Um diese Unterscheidung zu verdeutlichen, möchte ich ein Beispiel geben. Eine Beobachtung kann ich beschreiben als: „Zwei Menschen sprechen miteinander.“ Wenn ich jedoch nach einer präziseren und zugleich konzeptualisierenden Benennung suche, könnte ich sagen: „Ein Mensch berät einen anderen.“ „Beraten“ ist eine konzeptualisierende Benennung im Unterschied zum Miteinander-Sprechen, weil das Beraten bereits eine bestimmte Rollenverteilung impliziert und so Fragen nach der Beziehung der beiden Personen zueinander, dem Gegenstand ihrer Beratung, der Qualität der Beratung etc. eröffnet.

Die Konzeptualisierung von Daten führt also u.a. durch die Generierung von Fragen zu einem „Aufbrechen“ der Daten (vgl. STRAUSS & CORBIN 1996, S.45), die dadurch gleichzeitig zusammengefasst, geordnet und „zum Sprechen gebracht“ werden – und diese Charakterisierung trifft auf Konzepte, Codes und Kategorien gleichermaßen zu. Damit schrumpft der Unterschied zwischen ihnen vielleicht letztlich auf eine Unterscheidung hinsichtlich ihres Abstraktionsgrades zusammen. Mit anderen Worten: Codes sind eine andere Bezeichnung für Konzepte, und Kategorien sind *aufgeklärte Verdichtungen von Konzepten/Codes*. Eine weitergehende Differenzierung zwischen Codes und Konzepten scheint mir angesichts der Verknüpfung beider mit dem Prozess der Konzeptualisierung nicht sinnvoll.<sup>1</sup>

Kategorien entstehen im Laufe des Prozesses der konzeptualisierenden Analyse der Daten. Sie werden weniger im eigentlichen Sinne zu irgendeinem Zeitpunkt der Datenanalyse definiert im Sinne von festgeschrieben, sondern entwickeln sich durch das Konzeptualisieren und Kodieren der Daten, durch das Ordnen der Codes und die zunehmende Aufhellung ihrer Beziehungen untereinander. Man könnte sagen, dass die Datenanalysen und das permanente, methodisch geleitete Nachdenken mehr und mehr um bestimmte Begriffe zu kreisen beginnen. Die verdichtenden Benennungen dieser, um bestimmte Beg-

---

<sup>1</sup> Auch im Rahmen der Erläuterung seines Konzept-Indikator-Modells, das ich hier nicht unerwähnt lassen möchte, trifft STRAUSS (1991) diesbezüglich keine Unterscheidung.



riffe kreisenden Prozesse in ihrer Verankerung mit den Daten könnte man als die Entwicklung und Entstehung von Kategorien bezeichnen.

Im Kategorienverständnis der Grounded Theory Methodologie geht es mit-hin also nicht um streng definierte Merkmalsklassen, für die es Ein- und Aus-schlusskriterien gäbe, wie dies z.B. bei der Qualitativen Inhaltsanalyse der Fall ist, wo explizit definiert werden muss, welche Textbestandteile unter eine Ka-tegorie fallen sollen, um mittels prototypischer Ankerbeispiele und Kodierre-geln eindeutige Zuordnungen zu ermöglichen (vgl. MAYRING 1988, 2000). Vielmehr geht es um Begriffe, die Relationen und Zusammenhänge stiften, um mehrere Phänomenaspekte integrativ auf einem höheren Abstraktionsniveau („Konzept höherer Ordnung“) zusammenzufassen. Um also das Kategorienver-ständnis der Grounded Theory Methodologie zu veranschaulichen, scheint es sinnvoll, das Kodieren und Konzeptualisieren der Daten zu demonstrieren.

### 3. Die Suche nach Kategorien mittels der Analyse von empirisch gewonnenen Daten

Im Glossar seines Buches „Grundlagen qualitativer Forschung“ (1991) schreibt STRAUSS zum Stichwort „Kategorie“: „Da sich jede Unterscheidung aus dem Dimensionalisieren ergibt, werden solche Unterscheidungen zu Kategorien führen“ (S.49).

Charakteristisch für das Kategorienverständnis der Grounded Theory Me-thodologie ist die Betonung des kontinuierlichen Analyseprozesses und der Verwebung von Datensammlung und Datenanalyse im Rahmen des Theoretical Samplings. *Kategorien* werden als das *Ergebnis konsequenter Anwendung der Methoden der Grounded Theory verstanden* und stehen *von Beginn an* im Mittelpunkt der forschersichen Bemühungen, anders formuliert: Wenn For-schende in und mit ihren Daten und den gewonnenen Konzepten methodisch geleitet *permanent Vergleiche anstellen*, werden diese Vergleiche zu Katego-rien führen. Auch das Dimensionalisieren meint nichts anderes als Unterschei-dungen zu treffen, die zu Dimensionen (Eigenschaften, die häufig polar zu formulieren sind und dadurch neue Fragen aufwerfen) eines Themas, eines Kodes und damit letztlich auch einer Kategorie führen. Folgerichtig schlägt STRAUSS (1991) in den Faustregeln zum offenen Kodieren, dem eröffnenden Daten-Analyse-Verfahren, vor:

1. Achten Sie auf natürliche Kodes, d.h. auf Ausdrücke, die von den Leuten, die Gegenstand der Untersuchung sind, benutzt werden. ...
2. Geben Sie jedem Kode, ob natürlich oder konstruiert, eine vorläufige Be-zeichnung. Ihr Anliegen ist hier nicht in erster Linie die Angemessenheit des Begriffs – stellen Sie einfach sicher, daß der Kode einen Namen hat (S.60).

STRAUSS (1991, S.64f) unterscheidet (wie zuvor schon kurz angemerkt) zwei Arten von Kodes, „soziologisch konstruierte Kodes“ und „natürliche Kodes“ („In-vivo-Kodes“). Bei den Kodes erster Art handelt es sich um eher theoretische Oberbegriffe, welche die Forscher(innen) auf dem Hintergrund ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema auswählen. In-vivo-Kodes sind prägnante Begriffe, welche die Forschungspartner(innen) selbst formulieren und im Feld benutzen. Als im Alltag gebräuchliche Begriffe haben sie den Vorteil der größeren Anschaulichkeit; den potenziellen Nachteilen ihrer Unschärfe oder versteckter Implikationen muss mittels einer sorgfältigen semantischen, eventuell auch etymologischen Analyse begegnet werden, bevor sie weiter verwendet werden.

Um Kodes auf einem abstrakteren Niveau zu Kategorien zusammenzufassen, lassen sich Forschende m.E. durch ein Gefühl für Beziehungen und Ähnlichkeiten leiten, das zwar im Sinne der *theoretischen Sensibilität* (vgl. GLASER 2002; TRUSCHKAT, KAISER & REINARTZ 2005) durch wissenschaftliche Theorien und professionelle Erfahrungen geschult, aber zugleich auch unbestimmt, intuitiv und biographisch begründet ist. Die *theoretische Sensibilität* bezieht sich auf eine persönliche Fähigkeit des Forschers bzw. der Forscherin, Feinheiten in der Bedeutung der Daten aufzudecken. Eine solche Sensibilität wird durch verschiedene Quellen gespeist: Literaturstudium, eigene berufliche Erfahrungen, eigene persönliche Erfahrungen und den Forschungsprozess selbst. Die Grundidee der theoretischen Sensibilität besteht in einer *Gleichzeitigkeit von Wissenschaftlichkeit und Kreativität*. Diese Gleichzeitigkeit muss dem Anspruch nach ausgewogen sein. Sie macht es erforderlich, immer wieder „einen Schritt zurück zu treten“ und eine skeptische Haltung gegenüber den eigenen Analyseergebnissen einzunehmen, um diese fortwährend an den Daten zu prüfen. Letztlich geht es dabei u.a. um eine *kontrollierte Nutzbarmachung der Subjektivität der Forschenden* (vgl. dazu MUCKEL 1996; MRUCK & MEY 2007). Solchen subjektiven Aspekten Eingang in einen wissenschaftlichen Theoriebildungsprozess zu gewähren, kann sich die Grounded Theory Methodologie m.E. aufgrund ihrer sorgfältig elaborierten Methoden leisten. Denn charakteristisch für diesen Ansatz ist ein hohes Maß an methodisch vorgeschriebener *permanenter Skepsis* den eigenen Datenanalysen gegenüber, die dadurch nicht nur wirksam gegen Einseitigkeit und subjektive Verzerrungen geschützt werden, sondern ihre besondere Dichte i.S. einer Polyphonie erlangen, was solcherart entwickelte Theorien auszeichnet. Gleichzeitig werden darüber hinaus Methoden zum Schutz der Privatsphäre der Forschenden nötig (vgl. dazu MUCKEL 1996). Letztere sind dafür verantwortlich, dass nicht sämtliche Entscheidungen des Forschungsprozesses vollständig transparent gemacht werden können.

Ich möchte nun versuchen, den Prozess der Kategorienentwicklung beispielhaft anhand von Daten aus meinem Dissertationskontext zu verdeutlichen (vgl. dazu MUCKEL 1997). Diese Rekonstruktion bleibt jedoch *bruchstückhaft*

und vermittelt die *Illusion des raschen Fortgangs* dort, wo mühsame Beschreibungs-, Auswahl-, Abstraktions- und Entscheidungsprozesse stattfanden, die ich in ihren Irr- und Umwegen, durch die ich auf „falsche Fährten“ und in „Sackgassen“ geführt wurde, nicht beschreiben möchte, da dies sowohl stellenweise zu personnah, als auch insgesamt zu umfangreich wäre und Verwirrung stiften würde.<sup>2</sup> Die Datenanalyseverfahren der Grounded Theory Methodologie stimulieren eine *maximale Divergenz möglicher Interpretationen und Hypothesen* über das beforschte Phänomen. Bei solch divergenten Interpretationsprozeduren wird zunächst keine Entscheidung darüber getroffen, was die *richtige Interpretation* ist. Viele Codes können nebeneinander gestellt werden, um Daten zusammenzufassen und zu interpretieren. Erst im Fortschreiten des Forschungsprozesses werden zunehmend übergeordnete Codes und Kategorien formuliert und Entscheidungen über die Auswahl der zentralen Kategorien getroffen. Ich werde versuchen, einige *Etappen des Kategorienbildungsprozesses* anhand von Memos<sup>3</sup> und der Demonstration einzelner methodischer Schritte *punktuell nachzuzeichnen* und in einer sich anschließenden Reflexion zusätzlich transparent zu machen. Dabei werde ich nicht den gesamten Theoriebildungsprozess beschreiben, sondern verdeutlichen, wie man durch sorgfältiges, genaues Lesen und durch Analysieren der Daten mittels einiger Grounded Theory Methoden zu konzeptualisierenden Texten findet, die immer zugleich schon *Beschreibungen und Erläuterungen von Kategorien* sind. Daten mit den durch die GTM geschärften Blick zu betrachten heißt (nach einigem Training) *in Kategorien zu denken und zu schreiben*. Insofern ist eine Rekonstruktion im strengen Sinne nicht möglich. Was ich hier versuche, ist mehr ein Zeigen auf etwas, das bereits im Text – in den Daten wie in meinen Memos – enthalten ist, m.a.W.: „Sieh genau hin!“

#### 4. Wie finde ich Kategorien in empirisch gewonnenen Daten – ein Beispiel

Im Rahmen meiner Dissertation über den „Alltag mit Akten“ (MUCKEL 1997) bin ich in unterschiedlichen Institutionen (Gefängnis, Psychiatrie, Gericht,

<sup>2</sup> Gleichzeitig vermute ich, dass Kategorien, die sich im Forschungsprozess nicht durchgesetzt und bewährt haben, möglicherweise durch einen zusätzlichen Analyseschritt erkenntnisproduktiv gemacht werden könnten, um die entstehende Theorie in ihren Rändern deutlicher zu konturieren.

<sup>3</sup> Parallel zum gesamten Forschungsprozess empfiehlt STRAUSS (1991) das Anfertigen sog. *Memos*: Entsprechend den verschiedenen Interpretations- und Forschungsanstrengungen können Memos verschiedene Inhalte haben, z.B. weiterführende Fragen, vorläufige Kategorienelaborationen, Dimensionen des gerade bearbeiteten Themas, Zusammenfassungen, Literaturexzerpte, Übertragungsphänomene. Dieser „Verschriftlichungszwang“ bildet die Grundlage für ein reflektiertes und über die Zeit transparentes Arbeiten, das den Sprung zum abschließenden Anfertigen einer wissenschaftlichen Arbeit erleichtert.

Polizei etc.) u.a. folgenden Forschungsfragen nachgegangen: Welche Funktionen übernehmen Akten über Personen im institutionellen Diskurs, wie beeinflussen sie Wahrnehmung, Kommunikation, Einstellungen und Verhalten der Personen (Insass[inn]en und Mitarbeiter[innen]) untereinander? Diese Forschungsfragen leiteten die Leitfadenentwicklung, meine Gespräche und Beobachtungen in den Institutionen sowie meine Lektüre und Datenanalysen. Folgende Interviewpassage aus meinem ersten Interview mit einer Sozialarbeiterin in der Psychiatrie habe ich dazu kodiert:

Das [Aktensystem] ist im Grunde ... das wichtigste Instrument ... hier bei uns auf der Station, denn ohne dieses Ding ... das ginge überhaupt nicht, das ist also wirklich eines der wichtigsten Sachen, weil gerade so psychiatrische Patienten, wenn der merkt (?), der kann einem morgens dieses und nachmittags jenes erzählen, und wenn wir dieses Ding nicht hätten, um uns immer da wieder, daran zu orientieren, ... wäre eine Behandlung überhaupt nicht möglich (Interview im Frühling 1994; Transkript S.15).

#### 4.1 Schritt 1: Offenes Kodieren einer Textstelle

Der erste Schritt zur Entwicklung einer Kategorie ist die Anwendung des offenen Kodierens als ein erster konzeptualisierender Zugriff auf ein Datum. Die Forschenden lesen hierzu die Daten Zeile für Zeile und suchen Antworten auf Fragen wie: Wovon ist hier die Rede? Was passiert hier eigentlich? Woran erinnert mich das? Das zugrunde liegende Prinzip beim Lesen und Analysieren der Daten ist am ehesten mit der *Methode des freien Assoziierens* vergleichbar. Die große Freiheit dieses Schrittes lässt sogar den Leitfaden und die Forschungsfragen vorübergehend außer acht, um sich den Worten der Daten anzuvertrauen und auf diese zu lauschen, sie genau zu hören und sozusagen abzuklopfen. STRAUSS selbst präzisiert dieses Vorgehen mit Hilfe von Faustregeln für das offene Kodieren (in Fortsetzung der zu vor erwähnten Faustregeln zu 1. „natürliche Codes“ und 2. „Bezeichnung von Codes“):

3. Stellen Sie bei der Zeile-für-Zeile-Analyse eine Menge spezieller Fragen zu Wörtern, Ausdrücken, Sätzen, Handlungen.
4. Gehen Sie bald über zu den Dimensionen, die für bestimmte Wörter, Ausdrücke etc. relevant erscheinen.
5. Durch diese Dimensionen sollten schon bald kontrastierende Fälle auftauchen; wenn dies nicht der Fall ist, sollten Sie konzentriert danach suchen (STRAUSS 1991, S.60).

Beispielhaft möchte ich in Auszügen aus einem Memo zu der oben zitierten Textstelle mein offenes Kodieren veranschaulichen. Das Memo hält in kondensierter Form meine Lesarten und Interpretationsideen des Zitates fest und versucht, ein möglichst genaues Verständnis des Gesagten zu entwickeln. Dabei sind die Codes kursiv gesetzt:

-----

(Memo 1): Akten bieten in Begegnungen mit Patienten *Orientierung* („orientieren“), sie scheinen ein *Instrument zur Herstellung von Verlässlichkeit* zu sein, das z.B. verhindert, dass Patienten verschiedene Mitarbeiter/innen gegeneinander ausspielen. Akten scheinen *eine Version der Wirklichkeit festzuhalten*, die es gegen verschiedene Versionen („morgens dieses und nachmittags jenes“) zu behaupten gilt. Die Bedeutung der Akten im *Umgang mit verschiedenen und sich verändernden oder unterscheidenden Wirklichkeitsschilderungen* wird seitens der Mitarbeiter/innen einer Institution als sehr hoch eingeschätzt („das wichtigste Instrument“) und als *Voraussetzung der Erfüllung der institutionellen Aufgaben*, hier der Behandlung der psychiatrischen Patienten, betrachtet („und wenn wir dieses Ding nicht hätten, um uns immer da wieder, daran zu orientieren, ... wäre eine Behandlung überhaupt nicht möglich“).

„wenn der merkt (?), der kann einem morgens dieses und nachmittags jenes erzählen“: Wie stehen *verschiedene Erzählversionen* zueinander, wer *entscheidet* über die *gültige Version, Erzählung, Wirklichkeit*? Kann eine Institution verschiedene Wirklichkeitsversionen verkraften, zulassen ..., oder wird sie versuchen, diese Vielfalt zu reduzieren, und wenn ja, wie? Durch Akten, die vereinheitlichen, etwas zu einer gültigen Wirklichkeit erklären ...

Die in einer Akte festgehaltene Version wird mit anderen Versionen verglichen und in ihrer Richtigkeit, Zuverlässigkeit, letztlich in ihrem Wahrheits- und Objektivitätsgehalt bewertet.

Spätere Ergänzung/Fortschreibung dieses Memos:

Dies erinnert mich einerseits an eine Formulierung von Frau Berg (Mitarbeiterin in einem Gefängnis), die das Lesen von Akten mit den Worten charakterisierte: „wo man sich erstmal auf ein bisschen *gesichertem Grund* bewegen kann“ (Interview, S.2), und andererseits an ein Zitat aus einer Literaturquelle, nämlich: ZIMMERMAN (1969, S.143) spricht in diesem Kontext auch von der „Autorität der Dokumente“ (Übersetzung: P.M.).

-----

## 4.2 Schritt 2: Fortsetzung des offenen Kodierens an neuem Material

Ein möglicher zweiter Schritt stellt das offene Kodieren einer weiteren Textstelle dar. Für die vorliegende Demonstration habe ich eine Textstelle ausgewählt, zu der ich ebenfalls einige der oben genannten Codes (hier: „Orientierung“, „Zuverlässigkeit“, „Herstellen von Verlässlichkeit“) kodiert hatte. Dazu möchte ich Auszüge aus einem Memo zu einer Textstelle aus einem Interview mit Frau Schreiber, einer Mitarbeiterin in einer anderen Institution, nämlich im Gefängnis, und die Textstelle selbst zitieren:

Wenn wir jetzt eine Vollzugsplanung haben, dann nimmt man sich schon erstmal die Akte und flöht [flöht?] sie nochmal genau durch ...: ‚War irgendwo was?‘ ... ‚Geht sie [die Inhaftierte] regelmäßig arbeiten? Geht sie nicht regelmäßig arbeiten?‘ ‚Ist (schon?) wieder ein Verhaltensbericht drin in der Akte?‘ ... Das hat man ja so nicht auf dem Schirm, wann wer da arbeiten [geht] oder wann wer ... nun auf der Station randaliert hat ... Und das ist klar, dazu holt man sich dann eben die Akte, um das nochmal durchzugucken, ... was so gewesen ist (Interview im Sommer 1995, Transkript S.3).

-----

(Memo 2): Auch in den Schilderungen von Frau Schreiber übernehmen Akten die Funktion, die Rezipientin/Mitarbeiterin einer Institution zu *orientieren*, und zwar indem sie deren *Gedächtnis stützen* („Das hat man so nicht auf dem Schirm“). Akten zu flößen (oder zu flöhen) soll die *Institution davor bewahren, etwas zu übersehen, zu vergessen*, und zwar – wenn man die Fragen betrachtet, die Frau Schreiber mit dem Durchgehen einer Akte verbindet –, *Aspekte zu übersehen*, die für *institutionelle Entscheidungen* (hier: „Vollzugsplanung“) bedeutsam sind und die das Verhalten einer Inhaftierten bestimmten Bewertungskriterien unterwerfen: „War irgendwo was?“ ... „Geht sie [die Inhaftierte] regelmäßig arbeiten? Geht sie nicht regelmäßig arbeiten?“ „Ist (schon?) wieder ein Verhaltensbericht drin in der Akte?““

*Vergleich beider Aspekte der Orientierungsfunktion einer Akte:* Zum einen geben Akten einer *Institution Orientierung darüber, was stimmt, welche Version einer Erzählung Gültigkeit beanspruchen darf* und welche nicht. Zum zweiten geben Akten eine *Orientierung im Sinne eines Überblicks, indem sie das menschliche Gedächtnis einzelner* (in einem anderen Interview: mehrerer Mitarbeiter/innen) *unterstützen*. Im institutionellen Diskurs zweifelt man also für bestimmte Arten von Informationen – z.B. Details, Zahlen, Fakten einerseits und Schilderungen der Insass/innen einer Institution (Psychiatrie, Gefängnis etc) andererseits – an deren *Zuverlässigkeit*. Die Akte wird im inner-institutionellen Diskurs als ein *Wissensvorrat akzeptiert*, der in seiner Genauigkeit und Vollständigkeit dem eigenen Gedächtnis und in seiner Zuverlässigkeit den widersprüchlichen, verschiedenen Erzählversionen der Insass/innen überlegen ist. Dies wird in den beiden zitierten Interviewpassagen als *Gewinn, Vorteil von Akten* betrachtet.

-----

Das Kodieren verschiedener Daten, das Denken und Schreiben in Kodes und deren Erläuterung lassen Verbindungen zwischen Konzepten/Kodes erkennen und fügen unterschiedliche Dateninterpretationen/Überlegungen und Datenauschnitte – wie hier gezeigt – unter dem Begriff der *Orientierungsfunktion einer Akte* zusammen. Dabei ist die Auswahl einer Überschrift im Sinne eines *Namens für eine Kategorie* etwas, das entwickelt und entdeckt wird, wenn die eigenen Memos mehr und mehr verdichtet werden, indem man über sie und die Daten permanent Vergleiche anstellt.

#### 4.3 Schritt 3: Anwendung spezieller Techniken („Flip-Flop-Technik“ und „Schwenken der roten Fahne“)

Ein möglicher dritter Schritt stellt die Anwendung der „Flip-Flop-Technik“ (STRAUSS & CORBIN 1996, S.64ff.) und des „Schwenkens der roten Fahne“ (ebd., S.70f.) dar: Die *Flip-Flop-Technik* besteht darin, zentrale Konzepte „auf den Kopf zu stellen“ und nach kontrastierenden Kontexten zu suchen. Sich das Gegenteil vorzustellen ist hilfreich, um Ideen für die inhärenten Dimensionen eines Konzeptes (Kodes) zu entwickeln. Die Anwendung der Technik *Schwenken der roten Fahne* bedeutet, eine Textstelle oder ein Memo auf Signale (Wörter, Sätze) hin zu betrachten, so dass das Selbstverständliche fragwürdig wird. Dies eröffnet neue Möglichkeiten der Analyse. Beispiele für solche Sig-

nale sind Formulierungen wie „nie“, „immer“, „es kann unmöglich sein“ oder „unbedingt.“

Beide Techniken implizieren eine gewisse *Lockerheit des Denkens*, die m.E. charakteristisch für die Grounded Theory Methodologie insgesamt ist. Dabei sind die Forschenden aufgefordert zu denken, dass etwas auch anders sein könnte, als es gerade erscheint: „Mit zunehmender Erfahrung erlernt der Forscher also das Spiel, – an diesem Punkt der Forschung – alles und nichts zu glauben und sich selbst so offen zu halten wie das Kodieren“ (STRAUSS 1991, S.58).

In meiner Auffassung implizieren die Flip-Flop-Technik und die Technik des Schwenkens-der-roten-Fahne *diese charakteristische Haltung der Forschenden den Daten gegenüber*. Im Hinblick auf den Kategorienentwicklungsprozess führt die Anwendung solcher Techniken (dies gilt im Übrigen auch für die ebenfalls von STRAUSS eingeführte und dann von STRAUSS und CORBIN verfeinerte „Technik“ des axialen Kodierens) zu einem *Reichtum an Variation* und zur *Integration verschiedener (polyphoner) Perspektiven*.

Das *axiale Kodieren* ist eine Technik, die das systematische Ausarbeiten einer Kategorie methodisch anleitet und die entstehende Theorie strukturieren hilft: Ein vorläufiges Konzept, eine vorläufige Kategorie wird nach dem *Kodier-Paradigma* analysiert. D.h. ein Kode wird auf *Bedingungen, Strategien/Taktiken, Interaktionen und Konsequenzen* befragt. Dadurch wird ein als Kategorie verwendeter Begriff empirisch vielfältig verwurzelt, denn diese Aspekte des Paradigmas sollen in den Daten gefunden und veranschaulicht werden. – Die Anwendung des axialen Kodierens erst verhilft m.E. einer Kategorie zu ihrer Dichte, durchaus verstanden im Sinne der „dichten Beschreibung“ nach GEERTZ (1987).

Bezogen auf meinen Forschungsprozess nahm ich diese auf Variation bedachte Haltung meinen Daten und meinen bisherigen Datenanalysen gegenüber dadurch ein, dass ich die Frage aufwarf, ob diese *Orientierungsfunktion der Akten*, insbesondere die Überlegenheit eines Aktengedächtnisses gegenüber einem individuellen, leib- und personenbezogenen Gedächtnis, im inner-institutionellen Diskurs *ausschließlich positiv bewertet* wird, oder ob es dazu Gegenbeispiele und -tendenzen gibt. Mit anderen Worten: Ich schwenkte die rote Fahne bei der *ausschließlich positiven Bewertung der gedächtnisstützenden Orientierungsfunktion* der Akten und ging den Fragen nach, ob in Akten wirklich alles, was einen Insassen, eine Insassin betrifft, festgehalten wird, und wo es Ausnahmen gibt. Dazu wieder Auszüge aus einem Memo und aus den Daten:

-----  
(Memo 3): Die *Umkehr des Bedürfnisses einer Institution, etwas über ihre Insass/innen festzuhalten*, war ebenfalls Thema meiner Forschungsinterviews. Es gibt Informationen, die nicht in eine Akte aufgenommen und nur mündlich oder vorübergehend als handschriftliche

Notizen oder gar nicht tradiert werden. ... Im vorliegenden Zusammenhang der *Archivfunktion von Akten* möchte ich erläutern, dass die mit einer aktenkundigen Verschriftlichung dieser Informationen verbundenen Konsequenzen für die Insass/innen als so weitreichend erscheinen, dass die Niederlegung in einer Akte nicht verantwortet werden kann. Aktenniederschriften haben – wie Frau Schreiber, eine Mitarbeiterin des Gefängnisses, formuliert – den Charakter, Informationen „für immer und ewig“ festzuhalten.

Ich denke, das sind so sehr, sehr viele Sachen dann, ... wo du dann denkst: ‚Nee, das kannst Du nicht schreiben! Wenn du das jetzt in die Akte schreibst, da kriegt sie ja Mordsärger!‘ ... Jede Meldung, jeder Vermerk geht ja in die Akte, ... das ist ja für immer und ewig. Es bleibt ja da. Es ist ja nicht so, dass ich das aufschreiben kann für den Spätdienst und damit ist die Sache erledigt, sondern es bleibt dann ... in der Akte, ... und insofern ist [es] besser, wir lassen das ganz raus (Interview im Sommer 1995, Transkript S.7).

Frau Schreiber schreckt vor dem Schritt der „Veraktung“ zurück. Die damit verbundene *Verantwortung* scheint in ihrer Unüberschaubarkeit zu groß und in ihrer *Bedeutung für die Insass/innen zu weitreichend*, als dass Frau Schreiber sie übernähme. Das Aufzeichnen und Sammeln von Informationen in Akten hat tendenziell *endgültigen Charakter*, weil etwas nicht nur *festgehalten*, sondern *gleichsam festgeschrieben* wird. Dazu die Formulierung eines anderen Mitarbeiters im Gefängnis, Herrn Baum:

Akten sind vielfach dann auch etwas Endgültiges. Das, was einmal Bestandteil einer Akte geworden ist, gerade wenn es dann auch negative Umstände sind, wird solch einen Menschen ... *lange* (lauter) begleiten (Interview im Herbst 1995, Transkript S.5).

Anders als persönliche Erinnerungen, die zu unterschiedlichen Erinnerungszeitpunkten biographischen, emotionalen, situativen etc. Veränderungen unterliegen, sind Akten ein Gedächtnis, dem „etwas Endgültiges“ anhaftet. Papiere, die in einer Akte landen, werden *gesammelt und aufgehoben für eine ganze Weile*; sie werden damit aus den üblichen Prozessen des Werdens und Vergehens, im Falle von Erinnerungen: des Verblässens, Veränderns und/oder Vergessens, herausgenommen.

Akten werden hier *gleichsam zu einem Schatten* („lange begleiteten“) der Personen, über die sie angelegt wurden, etwas, das die Person nicht mehr loswird, das sie begleitet und im vorliegenden Fall von negativen Aspekten, die einer Inhaftierung vorausgingen, ihr zukünftiges Leben erschweren kann/wird.

---

#### 4.4 Schritt 4: Integration der Kategorien / Herausarbeiten einer „Kernkategorie“

Ein möglicher vierter Schritt stellt die Integration verschiedener Kategorien auf der Ebene der Subkategorien und das Vorschlagen einer Kernkategorie dar. Das Herausarbeiten einer Kernkategorie ist als eine letzte Abstraktions- und Verdichtungsleistung der Forschenden zu verstehen. Die bereits geschilderten Prozesse der Datenkonzeptualisierung werden dazu in gewisser Weise einfach fortgesetzt.

Im Rückblick auf das bislang Dargestellte sollte deutlich werden, dass Kodes, die aus dem offenen Kodieren entstanden waren (z.B. Orientierung, Instrument zur Herstellung von Verlässlichkeit, eine Version von Wirklichkeit



festhalten, Gedächtnisstütze, institutioneller Wissensvorrat, festhalten für „immer und ewig“, „etwas Endgültiges“) zu konzeptualisierenden Beschreibungen der Daten führten, die durch ihre spätere Zuordnung zueinander – in der Regel aufgrund von Bezügen/Verbindungen, die in den Memos auftauchten oder mit Hilfe der genannten Techniken hergestellt wurden – *immer schon auf Kategorien* verweisen und diese von innen heraus aufspannen, vielleicht vergleichbar mit dem menschlichen Skelett, das den Körper trägt wie die Kategorien eine Theorie: Jeder Kode ermöglicht es, Beziehungen zu anderen Memos, Daten und Auszügen der bereits existierenden Forschungsliteratur herzustellen, denn immer, wenn ein Kode so oder in einer ähnlichen Bezeichnung wieder auftaucht, kommt dies einer *Aufforderung* gleich, *über mögliche Zusammenhänge nachzudenken* und durch Vergleiche diese Zusammenhänge zu beschreiben. Kodes und eine Kategorie verhalten sich hier zueinander wie Atome zu einem Molekül (in einer laienhaften Vorstellung): Jeder Kode ist ein Atom, das seine „Ärmchen“ ausstreckt und bereit ist, möglicherweise, also sofern Daten und Konzepte dies gestatten, eine Verbindung mit anderen Kodes einzugehen. Je mehr Verbindungen ein solcher Kode (ein solches Atom) eingeht, umso dichter und komplexer wird die Kategorie (das Molekül). So gesehen dienen alle Methoden der Grounded Theory Methodologie dazu, möglichst viele Ärmchen zu entdecken und daraus interessante Moleküle zu entwickeln.

Die mit dem *Kategorienentwicklungsprozess verbundenen großen Integrationsanstrengungen* gipfeln in einem Vorschlag für eine *Kernkategorie*. Die Kernkategorie, die ich im Rahmen meiner Dissertation aus den von mir entwickelten Kategorien entwickelt hatte, also der Stoff, der aus den verschiedenen Molekülen entstanden war, habe ich die „Beweisfunktion von Akten“ genannt. Diese Kernkategorie ermöglichte es mir, viele meiner konzeptualisierenden Überlegungen und Beschreibungen zu den sozialen Interaktionen, die mit Akten in unterschiedlichen Institutionen verbunden sind, zusammenzufassen. Einen Ausschnitt dieser Überlegungen, der den Weg des Kodes „Orientierungsfunktion“ als Bestandteil der Kategorie „Erinnerungs- und Archivfunktion einer Akte“ weiterverfolgt bis zu seinem Bestimmungsort innerhalb der Kernkategorie, möchte ich hier abschließend nachzuzeichnen versuchen. Dazu wieder ein Auszug aus meinen Memos und ein weiteres Datenbeispiel aus einer der von mir beforschten Institutionen, die bislang noch nicht erwähnt worden ist:

-----

(Memo 4): Die *Orientierungsfunktion einer Akte*, die im Kontext der Herstellung von Verlässlichkeit und im Kontext der Gedächtnisunterstützung kategorial entfaltet wurde, ließ sich verdichten, indem ich die Akte als tragendes Element innerhalb von Beweisprozessen genauer analysierte. Dabei wurde deutlich, dass Akten Beweise im erläuterten Sinne<sup>4</sup> antreten und *das*

---

<sup>4</sup> Nach meiner Analyse von Beweisdefinitionen in verschiedenen Fachdisziplinen definierte ich das Beweisen als das Ausräumen von (verschiedenen) Unsicherheiten (Zweifeln) be-

*Gedächtnis u.a. dadurch unterstützen*, dass sie das *einzelne menschliche Gedächtnis* ergänzen / erweitern und *schärfen*. Die in Akten festgehaltenen Informationen (Aussagen) erhalten in der gerichtlichen Beweisführung die Funktion, als Vergleichsmoment benutzt werden zu können, um die Glaubhaftigkeit eines Zeugen, Angeklagten etc. zu überprüfen. Ein Richter versucht, den „sehr hohen Stellenwert“ und die Funktionen von Akten bei der Wahrheitsfindung in einem Gerichtsprozess zu beschreiben.

Das Entscheidende *muss* nach der Strafprozessordnung in der Hauptverhandlung erfolgen, aber die Akten haben trotzdem einen sehr hohen Stellenwert. Viele Beweismittel sind ja auch in Akten drin ... Gutachten ... beispielsweise zur Frage, ob der ... Angeklagte ja zur Tatzeit unter Alkohol ... oder Drogeneinfluss gestanden hat. ... Es sind ja üblicherweise viele Zeugen, die in der Hauptverhandlung vernommen werden, schon im Vorfeld von der Polizei vernommen worden ... oder von der Staatsanwaltschaft ... und deren Vernehmungen sind natürlich auch ... sehr wichtig oder sind auch sehr interessant, weil diese Informationen, wenn die Zeugen in der Hauptverhandlung was anderes sagen, werden denen natürlich vorgehalten, was sie bei früheren ... Anlässen ... gesagt haben. Also von daher ... haben Akten schon eine sehr große Bedeutung, das muss man so sagen ... Doch, ... die Akte schon- [...] ein *sehr* wichtiger Bestandteil des Verfahrens ... Also ohne Akte geht's kaum (Interview im Frühjahr 1995, Transkript S.10).

Eine Akte dient als ein *Werkzeug zur Überprüfung der Glaubhaftigkeit* der Zeug/innen, Angeklagten etc. Ausgehend von der Voraussetzung, dass es eine zeitlich überdauernde Wahrheit gibt, werden Unterschiede oder gar Widersprüchlichkeiten zwischen den in Akten festgehaltenen und den in einer Gerichtsverhandlung berichteten Aussagen tendenziell als Hinweise auf mangelnde Glaubwürdigkeit aufgefasst. Eine Akte wird so zu *Konsistenzprüfungen verwendet und „schärft“ insofern das Gedächtnis* des Richters. Die herausgearbeiteten Momente/Elemente eines Beweisprozesses treffen auf eine Akte zu und sind hier im Hinblick auf die Kategorie „Die Akte als Instrument der Überlieferung und Erinnerung (Archiv)“ erläutert worden. (In der Dissertation habe ich dies für alle Kategorien im Hinblick auf die Kernkategorie des Beweises elaboriert.)

---

## 5. Rückblick und ergänzende Reflexionen des Kategorienentwicklungsprozesses

Entlang von Memos und anhand von Demonstrationen der Anwendung einiger Grounded Theory-Methoden und -Techniken habe ich versucht, den Kategorienentwicklungsprozess meines Dissertations-Forschungsprojektes in einigen Ausschnitten zu verdeutlichen mit dem Ziel, erste Schritte im Übergang von empirischen Daten hin zu einer Grounded Theory anzudeuten und dabei erkennbar werden zu lassen, wie sehr Kategorien in den Daten verwurzelt sind und wie rasch sie in einer bestimmten Art, die Daten zu lesen und mit den

---

züglich der Gültigkeit (Richtigkeit, Wahrheit) von Aussagen über Ereignisse (auch: Entscheidungen, Handlungen, Wahrnehmungen) mit Hilfe von Belegen (Argumenten) im Rahmen von Kommunikation zur Überzeugung einer Person (vgl. MUCKEL 1997, S.168).

Grounded Theory-Methoden zu analysieren, an die Oberfläche gelangen. Dazu möchte ich noch folgende Überlegungen ergänzen:

- 1) Im Verlauf mehrerer Forschungsprojekte entwickelte ich einen Kodierstil, der Codes in Sätze und Fragen im Sinne eines Memos einbindet, um dadurch den Schreibprozess von Anfang an zu üben. Alternativ sind hier auch Stichworte oder Zeichnungen (Skizzen, Flussdiagramme usw.) denkbar. Wichtig dabei ist, die eigenen Verstehens- und Interpretationsbemühungen so festzuhalten, dass sie nachvollziehbar bleiben.
- 2) Für den Kategorienentwicklungsprozess sind neben den skizzierten Aspekten noch andere bedeutsam und notwendig. Eine große und kaum zu überschätzende Bedeutung für die Entwicklung guter Kategorien ist eine stringente Anwendung des Theoretical Samplings und des axialen Kodierens sowie die Verwendung des Kodier-Paradigmas.
- 3) Die Rekonstruktion der Kategorienentwicklung *von Beginn an* sollte verdeutlichen, dass dieser Prozess mit dem offenen Kodieren beginnt und in den Daten begründet ist, und zwar bis hinauf zur Beschreibung der Kernkategorie, die zugleich hoch abstrakt und empirisch konkret in Daten verwurzelt ist. Dadurch wird zugleich die *Möglichkeit alternativer Lesarten* (vgl. dazu auch HEEG 1996) unterstützt: Ein Datum kann unterschiedlich interpretiert/kodiert werden. Diese Vielfalt ist kein Mangel, kein Zeichen von Unschärfe oder Beliebigkeit, sondern Zeichen eines *kritisch fragenden, prozessorientierten Denkens*, das nur durch *Kategorien eine gewisse vorübergehende Stabilität* erlangt. Dazu noch einmal eine Überlegung aus meinem Dissertationskontext:

Die Sub-Sub-Kategorie „Für immer und ewig“ wurde zunächst unter der Kategorie der Archivfunktion von Akten entfaltet. Unter der Perspektive der Kernkategorie des Beweisens gelangte eine weitere Lesart an die Oberfläche, denn: Beweise sind in gewissem Sinne für immer und ewig gültig. In der Mathematik beispielsweise (aber auch vor Gericht) *gilt* das, was *einmal bewiesen* wurde, es muss nicht ein zweites Mal bewiesen werden. Darum ist die Entscheidung, was in eine Akte (erstmalig) aufgenommen wird, so schwerwiegend, denn die Aufnahme einer Information in eine Akte ist sozusagen Teil einer ewigen Informationssammlung und deren Gültigkeit.

- 4) Die von mir verwendete Metapher des Moleküls, aber auch der zu Beginn eingeführte Begriff der Familienähnlichkeit i.S. WITTGENSTEINS sollen verdeutlichen, dass es bei der Entwicklung einer Grounded Theory und dem Konzeptualisieren von Daten um ein *Denken und Schreiben in Relationen* geht. Dieses relationale Moment ist m.E. ein weiteres Charakteristikum der Grounded Theory Methodologie, das schwer zu beschreiben ist, weil es der herrschenden Wissenschaftsauffassung daran immer noch mangelt.

## 6. Schlussbemerkung: Was zeichnet eine gute Kategorie vor einer weniger guten aus?

„Gute“ Kategorien sind die tragenden Bestandteile „guter“ Theorien, und um gute Theorien zu entwickeln, muss man die Methoden des Ansatzes konsequent anwenden, so dass schließlich die Gütekriterien erfüllt sind. Innerhalb der Grounded Theory Methodologie nach STRAUSS und CORBIN (1996, Kapitel 14; siehe auch CORBIN & STRAUSS 1990) wurden die Gütekriterien als zweimal sieben Fragen formuliert, die sich zum einen die Forschenden im Rahmen ihres Forschungsprozesses immer wieder selbst stellen und zum zweiten nach Abschluss ihres Forschungsprozesses gefallen lassen sollten. Viele der Fragen beziehen sich direkt auf die Entwicklung der Kategorien. CORBIN und STRAUSS unterscheiden Güte-Aspekte, die einerseits den *Forschungsprozess und seine Adäquatheit im Hinblick auf den Gegenstand* und andererseits die *empirische Verwurzelung der Theorie bewerten*.

Vor dem Hintergrund meiner Arbeiten und Erfahrungen ist es dabei wichtig, die Daten immer wieder und möglichst genau zu lesen und bei jeder möglichen Konzeptualisierung/Interpretation selbst- und textkritisch zu fragen, ob das Erkannte tatsächlich in den Daten gesagt worden ist und ob es weitere Lesarten, Aspekte gibt, die mitschwingen, gleichsam zwischen den Zeilen gesagt worden sind und durch die Analyse-Techniken der Grounded Theory Methodologie greifbar und nutzbar gemacht werden können, und zwar so, dass ein zunächst nur diffuses Gefühl beim Lesen durch genaues Betrachten der Daten nachgewiesen und an mehreren, unterschiedlichen Datenausschnitten belegt werden kann. *Genauigkeit im Lesen* – eine der vielen möglichen Interpretationen des von GLASER (2002) formulierten Anspruches „All is data“ – und *Prägnanz in der Formulierung* einer Kategorie müssen hier zusammen kommen.

Kategorien stellen ihre Qualität u.a. dadurch unter Beweis, dass sie eine Vielzahl von Codes zusammenzufassen und dabei auch widersprüchliche Hypothesen und Varianten zu integrieren vermögen. Durch ihren genuin relationalen Charakter tragen sie der Komplexität der sozialen Realität Rechnung. Umgekehrt bedeutet dies, dass eingleisige, lineare Kategorien sogleich Zweifel an ihrer Qualität aufkommen lassen.

Außerdem werden die entwickelten Kategorien um so besser (dichter, prägnanter, integrativer), je mehr es den Forschenden gelingt, u.a. *zwischen zwei Einstellungen/Haltungen den Daten gegenüber zu wechseln*: Zum einen sollte man versuchen, eigenen Interpretations- und Lesartenideen nachzugehen und sie in verschiedenen Datenausschnitten zu belegen. Zum anderen sollte man immer wieder eine Gegenbewegung dazu antreten und sozusagen fragen, ob etwas auch anders sein könnte, als es mir gerade erscheint. Diese beiden Haltungen einzunehmen – also *Belege und Widersprüche in den Daten* zu suchen –

schleift Kategorien, indem sie gleichzeitig präzisiert und pluralisiert werden, und das macht sie gut.

## Literatur

- Anderson, John R. (1980). *Cognitive Psychology and Its Implications*. San Francisco: Freeman.
- Breuer, Franz (Hrsg.) (1996). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, Franz et al. (1996). Schritte des Arbeitsprozesses unter unserem Forschungsstil. In Franz Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.79-173). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Corbin, Juliet & Strauss, Anselm (1990). Grounded Theory Research: Procedures, Canons, and Evaluative Criteria. *Qualitative Sociology*, 13(1), 3-21.
- Gamm, Gerhard (1994). *Flucht aus der Kategorie. Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang der Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Geertz, Clifford (1987). *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Glaser, Barney G. (2002, September). Constructivist Grounded Theory? [47 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* [On-line Journal], 3(3). <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-02/3-02glaser-e.htm>> [Zugriff: 15.08.2006].
- Heeg, Paul (1996). Entwicklung von Lesarten einer Gesprächspassage aufgrund intensiver Lektüre. In Franz Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.174-193). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kelle, Udo (1994). *Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Kelle, Udo (1995). Die Bedeutung theoretischen Vorwissens in der Methodologie der Grounded Theory. In Rainer Strobl & Andreas Böttger (Hrsg.), *Wahre Geschichten? Zur Theorie und Praxis qualitativer Interviews* (S.23-47). Baden-Baden: Nomos.
- Mayring, Philipp (1988). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundfragen und Techniken*. Weinheim: Deutscher Studienverlag (Erstausgabe 1983).
- Mayring, Philipp (2000, Juni). Qualitative Inhaltsanalyse [28 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research* [Online Journal], 1(2). <http://qualitative-research.net/fqs/fqs-d/2-00inhalt-d.htm> [Zugriff: 29.12.2005].
- Muckel, Petra (1996). Selbstreflexivität und Subjektivität im Forschungsprozess. In Franz Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.61-78). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Muckel, Petra (1997). Der Alltag mit Akten – psychologische Rekonstruktionen bürokratischer Phänomene. Eine empirische Untersuchung in verschiedenen Institutionen auf der Grundlage der Grounded Theory. Aachen: Shaker.

- Mruck, Katja & Mey, Günter (2007/im Druck). Grounded Theory and Reflexivity. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage Handbook of Grounded Theory*. London: Sage.
- Quine, Willard Ornan van (2003). Natürliche Arten. In *Ontologische Relativität und andere Schriften* (übersetzt von Wolfgang Spohn). Frankfurt/M.: Klostermann.
- Stratkötter, Andreas (1996). Erfahrungen mit dem Theoretical Sampling. In Franz Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.95-97). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Strauss, Anselm (1991). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Fink (Orig. 1987: *Qualitative Analysis for Social Scientists*. New York: Cambridge University Press).
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1994). Grounded Theory Methodology. An Overview. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of Qualitative Research* (S.273-285). Thousands Oaks: Sage.
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1996). *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz/PVU. (Orig. 1990: *Basics of Qualitative Research: Grounded Theory Procedures and Techniques*. Newbury Park, CA: Page).
- Truschkat, Inga; Kaiser, Manuela & Reinartz, Vera (2005, März). Forschen nach Rezept? Anregungen zum praktischen Umgang mit der Grounded Theory in Qualifikationsarbeiten [48 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [Online Journal]*, 6(2), Art. 22. <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-05/05-2-22-d.htm>> [Zugriff: 15.08.2006].
- Wittgenstein, Ludwig (1994). *Philosophische Untersuchungen*. Werkausgabe Band I. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Zimmerman, Don H. (1969). Fact as Practical Accomplishment. In Roy Turner (Hrsg.), *Ethnomethodology. Selected Readings* (S.54-59). Harmandsworth: Penguin.